

Kartoffeln und Milch als Mangelware

Ein verregener Sommer 1915 bewirkt Unvorstellbares für die Versorgung an der „Heimatfront“

LÜDENSCHIED ■ Nach zehn Stunden harter Arbeit Schlange stehen, um auf Lebensmittelmarken das „Wenige, das da war“ zu bekommen: Das war für viele Frauen während des Ersten Weltkrieges bittere Realität. Wie die Versorgung der Zivilbevölkerung schon wenige Monate nach Kriegsbeginn auch im Kreis Altena immer schlechter wurde, davon berichtete Kreisarchivarin Dr. Christiane Todrowski im Saal der Stadtbücherei. Beim „Geschichtlichen Forum“ des Geschichts- und Heimatvereins am Donnerstag waren die „Ernährung und Versorgung im Märkischen Sauerland“ in den Jahren 1914 bis 1918 das Thema.

Die Kreisarchivarin hatte einige Fotografien und weitere Zeitdokumente mitgebracht, die zeigten, wie sich die Lage innerhalb weniger Monate veränderte – von Soldaten, die euphorisch verabschiedet wurden zu Mangelwirtschaft und Hunger. Ganze Generationen seien zuvor mit dem

Gedanken erzogen worden, „Kriege sind klasse und gehen für Preußen immer gut aus.“ Nachdem der Vorstoß der deutschen Armee im September gestoppt wurde, wandelte sich das Bild. Was die Versorgung der Bevölkerung anging, hatte es keinerlei Vorkehrungen gegeben. „Niemand konnte sich 1914 vorstellen, dass Milch und Kartoffeln knapp werden könnten“, berichtete Todrowski. Aber genau das sei nach einem verregneten Sommer 1915 der Fall gewesen. Schon da seien die ersten Lebensmittelkarten im Kreis Altena für Getreide eingeführt worden. Im April 1917 schließlich beliefen sich die Rationen für Normalverbraucher auf ein Pfund Kartoffeln, 200 Gramm Fleisch, 32 Gramm Butter und 30 Gramm Fett – pro Woche. Wer Schwer- oder Schwerstarbeit verrichten musste, bekam etwas mehr, aber auch bei weitem nicht so viel wie für eine ausreichende Versorgung nötig gewesen wäre.



Dr. Christiane Todrowski referierte beim „Geschichtlichen Forum“. ■ Foto: Görlitzer

Ein weiteres Thema an der „Heimatfront“ sei das Sammeln gewesen, wofür auch oft Schüler herangezogen worden seien. Aber nicht nur Waldfrüchte zur Ernährung wurden gesucht – auch Laub und Brennnesseln, um Kleidung und Uniformen für die Soldaten herzustellen: „Baumwolle gab es nicht

mehr.“ Mitglieder des Vaterländischen Frauenvereins veranstalteten immer wieder Sammelaktionen für die Soldaten an der Front. Mit Nagelbildern wurden darüber hinaus Spenden gesammelt. Über Volksküchen, die genauso wenig angenommen wurden wie Fischlieferungen von der Küste – „so etwas kannte man hier nicht“ – berichtete Todrowski ebenfalls. Da nutzte es auch wenig, dass extra Rezeptblätter dazu verteilt wurden. Dass der Fisch ohne Kühlung von der Ostsee geliefert wurde und entsprechend von Maden durchsetzt, war ebenfalls nicht förderlich.

Zum „Leben an der Heimatfront“ gehörte auch die schwere Arbeit in den heimischen Betrieben, die Rüstungsgüter produzierten, beispielsweise Stacheldraht für die Schützengräben. Alle 16- bis 60-Jährigen wurden zur Arbeit herangezogen. Frauen „standen ihren Mann“ – aber selten freiwillig, sondern weil die Witwentrente für die Familie nicht reichte. ■ gör